

# Schwarze Flügel

(Leseprobe)

von

Rapongan Syaman

1

In dichten Schwärmen verdunkelten die fliegenden Fische die weite Meeresoberfläche. Die Schwärme waren ungleich groß, etwa dreihundert, vierhundert Fische, sie folgten einander im Abstand von fünf, sechs Metern auf eine Länge von etwa einer Seemeile, es sah ganz aus wie ein streng disziplinierter Feldzug mit tausenden Rossen und Reitern, der sich entlang der alten Schifffahrtsstraße des „schwarzen“ Kuroschio-Stromes langsam dem Gebiet an der Nordseite der philippinischen Batan-Inseln näherte.

So große Schwärme von fliegenden Fischen locken aber auch Schwärme von großen Raubfischen an wie den Mahi Mahi<sup>i</sup>, die Wellenmensch-Makrele<sup>ii</sup>, die Mugil So-uy<sup>iii</sup>, den Thunfisch, den Schwertfische ... sie hängen sich an die Schwärme und warten, mit verächtlichen Blicken, auf die beste Gelegenheit für eine großangelegte Jagd- und Mordaktion. Die Fische in den Schwärmen kleben aneinander in großer Angst, sie wagen es nicht, auch nur ein Auge auf den natürlichen Feind zu werfen, der ihnen da folgt. Zu diesem Zeitpunkt navigiert ein Schwarm von relativ großen Fischen die anderen Schwärme – diese Fische haben schwarze Flügel und sie wissen, dass die Katastrophe näher rückt. Deshalb treiben sie drei, vier kleinere Abteilungen zu einer großen Einheit zusammen, das geschieht in aller Eile, und aus vielen zerstreuten Schwärmen von kleineren Fischen bilden sich fünf große Kontingente.

Die Stunde, in der die Abendsonne im Meer versinkt, rückt näher, die Fische mit den schwarzen Flügeln werden immer unruhiger, sie kreisen um die Schwärme, sie haben Angst, dass kleinere und schwächere Mitglieder wie die Lok Lok und die Kalalaw erschöpft zurückbleiben und als Delikatesse auf der Speisekarte der Raubfische enden. Und in diesem Augenblick kommen die Vögel, sie treiben auf dem Meer, als würden die dicken tektonischen Platten der Klippen sich verschieben.

Die Schwärme schwimmen noch drei, vier Seemeilen und als sie das Gebiet an der Nordseite der Batan-Inseln erreichen, halten die großen Fische mit ihren leeren Bäuchen das Schwimmen gegen den Strom nicht länger aus, zumal die Nacht sich herabsenkt. Der Aufruhr bricht an den Rändern

der Schwärme los, die Formation verliert an ihrer Rückfront und an den Flanken die Ordnung, wird jäh schneller, langsamer, taucht ab, schwingt, die Brustflossen weit gespreizt, ihr Ende an die Wasseroberfläche. Sehr schnell sind die Räuber bis auf ein, zwei Meter heran. Das ist das Zeichen: Das Unheil nimmt seinen Lauf. Die Schwärme stehen weiter dichtgedrängt, Flosse an Flosse, aber den Fluch können sie nicht abwenden: „Der Starke frisst den Schwachen.“

Der Mahi Mahi, vom Temperament her der reizbarste, stürzt sich mit angespannten Adern als erster auf die Nachhut, mit weit aufgerissenen Pupillen nimmt er seine Beute ins Visier. Ssssssssch, schneller als der Blitz fährt er in das Zentrum des Schwarms, schluckt im Augenblick zwei, drei fliegende Fische ganz herunter. Die anderen Räuber sehen den Tumult in den Schwärmen, jetzt gilt es, sie stürzen sich wie von Sinnen in die Jagd und das Morden, es ist das erste blutige Massaker am Anfang des Frühlings.

Sofort spritzen die Schwärme aus dem Wasser, die Fischkinder fliegen auf ihrer Flucht durch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne wie bunte Wolken über den Bergen und überziehen das Gebiet auf der Nordseite der Batan-Inseln mit einem silbrig-weißen Firnis. Wenn die Schwärme nach einem Flug von sechzig, siebzig Metern ins Meer zurückfallen, breiten sie, ohne ein Sekunde Atem zu schöpfen, augenblicklich wieder die Flügel aus und fliegen weiter, sie fliegen mit den Wellen, über ihnen, unter ihnen, ihre durchsichtigen Flügel breitet ein einziges Gefühl: der Wille zu leben.

Ein paar hundert Miha Miha springen in diesem Augenblick etwa siebzig, achtzig Meter hinter den aufgeschreckten Fischschwärmen drei-, viermal aus dem Wasser. Der majestätische Anblick, wie sie zwei, drei Meter aus dem Wasser kommen, entspricht der Zufriedenheit, mit der sie die fliegenden Fische in ihr Maul schlingen. Das eindrucksvolle Bild des Miha Miha-Schwarms, wie er da gleichzeitig den Kopf, den Schwanz und die Flügel schlagend aus dem Wasser schießt, verkündet das ehernen Gesetz der natürlichen Welt, dass „der Große den Kleinen schluckt“, es ist ein Fanal des Sieges. Doch das gewaltige Gemetzel ist erst das Vorspiel zur jährlichen Jagd auf die fliegenden Fische. Und sie werden nach diesem Vorspiel nur noch kurz zur Ruhe kommen. Dann wird sich das Entsetzen mit der Verdauungsgeschwindigkeit der großen Fische vertiefen.

Tausende und Abertausende in den Fischschwärmen werden bei jedem Angriff einige ihrer Brüder und Schwestern verlieren. Wenn sie in ihre eigentliche Welt eintauchen, wird die entsetzliche Jagd weitergehen, sie werden wieder und wieder hinausschlüpfen, sie werden weiter mit dieser einzigen Fähigkeit, die ihnen gegeben ist, dem Unheil zu entgehen, die Kräfte ihrer grausamen Jäger zu erschöpfen versuchen. Wenn sie Glück haben, werden sie leben, wenn nicht, sind sie verloren.

Am Ende nimmt das Meer wieder seine tiefblaue Farbe an, die ursprüngliche Stille kehrt zurück, die Räuber haben die Bäuche voll und natürlich bezähmt das auch ihr Temperament und in die Augen kehrt jene Milde zurück, die sie noch am Frühlingsanfang zeigten. Nur die Mienen in den

aufgeschreckten Schwärmen der fliegenden Fische sind verblüfft und voll schleichender Angst, verschreckt reorganisieren sie ihre Schwimmformationen, ergaben sich in den Willen der Gottheit (des Volkes der Tao) und ziehen auf der seit Urzeiten unveränderten Route weiter Richtung Norden. Der Norden, wie weit war das eigentlich? Die Navigatoren – die fliegenden Fische mit den schwarzen Flügeln wussten es auch nicht. Aber seit Urzeiten erzählten ihre Vorfahren folgende Geschichte: Die Herren der Heimat folgen in jedem Jahr, wenn der Winter endet und der Frühling beginnt, der Lehre ihrer großen Ahnen und führen zur festgelegten Zeit das Manawag So Amomg No Rayon durch (das „ferne Opfer für die großen Ahnen der Fische“, oder wie es meist heißt: „das Fisch-Ruf-Opfer“). Nur die Herren der Heimat opfern uns mit den ehrfurchtsvollsten und heiligsten Riten; nur wenn wir zu unserer alten Heimat schwimmen, erfahren wir, dass wir auf einer Stufe stehen mit den Menschen, ja, wir werden betrachtet als freundliche Götter. Und doch, es ist keine einfache Sache, wenn wir in die alte Heimat schwimmen, wenn wir empfangen werden wollen wie Götter – wir müssen durch viel Unheil hindurch, wir müssen uns jagen lassen und töten. Und dieses Unheil spielt sich immer wieder ab, jedes Jahr, an verschiedenen Stellen des Meeres.

Wenn die Schwärme die Insel Itbayat passieren (die nördlichste bewohnte Insel der Philippinen), schwimmen sie weiter, im Norden an Miyatovang a Tokoun vorbei (der Zwei-Gipfel-Insel), an Jimavolis (der flachen Insel), an Jimalavang a Pongso (der weißen Insel), an Iyami (der Nordinsel), alles Inseln ohne Menschen. Wenn sie Iyami erreichen, wird schon Nacht sein, Mond und Sterne werden am Himmelsall hängen und ein weiches silbernes Licht schicken. Wenn die Schwärme Richtung Norden schwimmen, werden sie in kleinen Buchten, wo die Strömung zur Ruhe kommt, Rast halten; um der Jagd und dem Mord der großen Fische zu entgehen, werden sie sich nach Möglichkeit in der Mitte der Strömung halten, nur so können sie unbesorgt sein, ihren Geist erholen und sich bereit machen für den Aufbruch am nächsten Morgen in die alte Heimat: Pongso No Tao, Jimagawod (die Insel der Menschen, Anmerkung: Das ist die Bedeutung des ursprünglichen Namens von Lanyü, der Orchideeninsel, in der Sprache der Tao).

Aber noch trennen die Inseln Iyami und Jimagawod über vierzig Seemeilen, ein weiter Weg und eine der unglücklichsten Strecken: Sie müssen nicht nur ständig auf der Hut sein vor den Angriffen der großen Fische, sie brauchen auch ihre ganze Kraft, um die starke Strömung zu überwinden. Alle wissen, dass sie jedes Jahr, wenn sie durch dieses Gebiet kommen, zwei oder drei ihrer Brüder und Schwestern verlieren. Und trotzdem haben die Schwärme der fliegenden Fische nie versucht, ihre Route zu ändern – vielleicht weil das Schicksal es so wollte! Vielleicht war der Verlust der Kameraden Teil der natürlichen Selektion – der Tod jedenfalls war für die Fische in der Weite des Meeres noch nie etwas so Absolutes wie Anfang und Ende.

Wenn sie nach Herzenslust eine Nacht in der kleinen Bucht umhergewandert sind, muss der Weg fortgesetzt werden. Auch wenn es keine Endstation ist, ist es doch eine Zwischenstation, die ihre

ganze Freude, ihre ganzer Lebensinhalt ist: die Insel der Menschen. Der Anführer mit den schwarzen Flügeln denkt in diesem Augenblick an den langen Weg, den er seine Anbefohlenen geführt hat, unter anderen an die fernsten Inseln, an Hawaii, die Ryukyu-Inseln, die Inseln im Osten von Taiwan, die Batan-Inseln, die Insel der Menschen, die Marschall-Gruppe ... Inseln, auf denen ganz unterschiedliche Menschenrassen lebten, doch die Herren der Heimat, das Volk der Tao, liebte und verehrte sie am meisten. Er denkt, was für eine Ehre es sein müsste, dort sein Leben zu beschließen!

Am Meereshorizont zeigt sich ein erstes schwaches Licht, eine gute Zeit für den Aufbruch. Die Truppen werden wieder in drei Einheiten aufgeteilt, jede besteht aus zwei- bis dreitausend Fischen, wohlgeordnet verlassen sie die kleine Bucht im Norden von Iyami. Die kleinen Fische, die noch kein Jahr alt sind, üben im Zentrum der Schwärme ab und zu das Hinausgleiten und Fliegen, es sieht aus, als seien sie aufgeregt, als mache es ihnen Freude. Aber auch der Schwarm der großen Fische, ihre unbezwingbaren Feinde, hat sich erholt, er wird ihnen weiter unbarmherzig folgen und bei der nächsten Mahlzeit wird er wieder ein gewaltiges Massaker in Szene setzen.

Zum Zeitpunkt des Aufbruchs ist die Beziehung zwischen den Schwärmen der fliegenden Fische und den Schwärmen der Raubfische wie die der Lilien, deren Staubfäden in den Morgenstunden eines Frühlingsanfangs aufplatzen und mit ihrem Duft die Menschen erfreuen, die feindliche Spannung ist jetzt am geringsten. Aber wenn die Sonne auf neun, auf zehn Uhr steht, kommt die erste Welle der mörderischen Jagd. Wenn man es sich überlegt – die Schwärme sind in einer unbeschreiblich traurigen Lage, sie haben nichts im Sinn, als möglichst schnell an den Ort zu gelangen, an dem sie mit den eigenen und den Vorfahren der Tao zusammenkommen können – zur Bucht von Limalamai.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne auf das Wasser im Norden von Iyami, die Wellen sind silbrig klar, die Schwärme ziehen ohne Hast nach Norden. Die jungen Fische flattern unentwegt mit Flossen und Flügeln, das macht sie stark, sie treiben gemeinsam nach oben und tauchen gemeinsam in die Tiefe, es sieht aus wie Alang-Alang-Gras, das sich unter einem kräftigen Wind wendet. Die schwarzen Flügel fahren manchmal zum Scherz in sie hinein, worauf sie entsetzt hinausspringen – sie sollen lernen, in der Luft zu bleiben und mit ausgebreiteten Flügeln über dem Wasser zu gleiten. Und wie die Kleinen in Schwärmen ins Meer zurück zischen, vergessen die Großen ihre Trauer – was für ein Frieden es doch war, bei Seinesgleichen zu sein!

Und doch, wenn nicht weit von den Rändern der Schwärme die Räuber dieses Zurückzischen ins Wasser vernehmen, fangen ihre Kiefer ganz von selbst (vielleicht aus Instinkt) an zu mahlen. Die kleinen Fische fliegen selig durch die Luft, für einen Augenblick blitzen ihre Körper silbrig-weiß im Sonnenlicht, ihre durchsichtigen, von den Brustflossen bis zu den feinen Schwanzknochen reichenden Flügel sehen aus wie Fächer, die, sobald sie ins Wasser eintauchen, rasch wieder an

ihren Flanken kleben, eine wundervolle Bewegung, die sie wieder und wieder üben. Sie haben gar kein Auge für die Existenz der grausamen Raubfischschwärme. Wenn sie gemeinsam ins Wasser zurückrauschen, schäumt es um ihre schlängelnden Flügel und Flossen wie ein Bergbach, der moosbewachsene Steine umspielt, ein faszinierender Anblick. Auch den Raubfischen steigt unweigerlich ein verständnisvolles Lachen ins Auge, aber nur, weil sie, solange die Beute in ihrem Bauch noch nicht vollständig verdaut ist, nicht dem barbarischen Geschäft der Jagd und des Tötens nachgehen.

Alle Tiere sind zahm, solange sie satt sind. Dann schwebt über dem Meeresgrund eine friedlich-vernünftige Stimmung, eine lichtvolle Zeit, in der keines das andere angreift. Wenn die Schwärme acht, neun Seemeilen geschwommen sind, regt sich, durch die Bewegung der gewaltigen Körper beschleunigt, bei den großen Fischen in ihrem Schlepptau der Appetit, aus den Ausscheidungsöffnungen unterhalb des Bauches treten die Knochenreste aus wie der Rauch bei Düsenjets.

Ein paar Schwertfische und die Miha Miha, die den größten Anteil stellen, die Thunfische und all die anderen haben Schwanzflossen in Form eines auf der Seite liegenden Vs. Unter den Raubfischen hat nur der Mugil So-uyi kein solches V, er hat die Form eines Brotfruchtbaumblattes, das man in der Mitte durchgeschnitten hat. Sie bewegen die Schwanzflossen langsam oder schnell, wenn sie den Schlag der Schwanzflosse beschleunigen, schießen die Exkremente aus ihren Afteröffnungen, weiße Verdauungsüberreste, ein Alarmsignal für die fliegenden Fische: Es wird nicht mehr lange dauern, bis die mörderische Jagd von Neuem beginnt.

Als die Raubfische wieder hinter sie geglitten sind, sammeln sich die kleinen fliegenden Fische brav im Zentrum der Schwärme. Von oben wirkt das auf den ersten Blick wie ein wehendes schwarzes Tuch, die beste Verteidigungstaktik der Fischkinder.

Vom Meeresgrund aus gesehen sind die Bäuche der großen Fische verwelkte, runzlige Blätter, wie die Bäuche von alten Männern, wenn sie leer sind, schlaff und vom Druck des Wassers eingedrückt. Ein fast zwei Meter langer Schwertfisch, der größte unter den Raubfischen, erträgt den jetzt quälenden Hunger nicht mehr und stürzt sich auf die Flanke der ersten Formation, hält einen Augenblick inne und nimmt treibend mit dem linken Auge seine Beute ins Visier. Der Schwarm drängt sich jäh entsetzt zusammen, treibt langsam an die Wasseroberfläche und wehrt den ungestümen Angriff ab. Die Schwärme sind von einer Stimmung ergriffen, in der es kein Mitleid mit anderen mehr gibt, jeder denkt nur das eine: fliegen. Fliegen. Fliegen. Je weiter, je besser, die alte Kunst, die lebensrettende Fähigkeit, die sie seit Urzeiten jedem Unheil entgegensetzen.

Die Schwertfische, die Miha Miha, die Mugil So-uyi und die Thunfische saugen ein großes Maul voll Meerwasser ein, spülen sich Kiemen und Speiseröhre und reinigen den Bauch gründlich von Speiseüberresten. Da ... der Schwertfisch schlägt einmal mit der Schwanzflosse, fährt, die Kiefer so

weit aufgerissen wie möglich, ins Zentrum des Schwarms und verschluckt zwei fliegende Fische auf einmal, einen kleinen und einen großen. Die Fischkinder zischen mit dem ganzen Schwarm aus dem Wasser, die fliegenden Fische breiten ihre Flügel aus – je weiter, je besser. Der Schwertfisch hält gereizt seine Beute im Maul und schlingt sie mit dem Kopf zuerst in den Schlund, seine Flossen eng am Körper presst er seine Kiemen zusammen, um sich so viel Nahrung wie möglich in den Bauch zu stopfen. Der ganze grauschwarze Koloss ragt bis auf den V-förmigen Schwanz aus dem Wasser, der glatte Fischkörper rudert die ganze Zeit kraftvoll hin und her, während der Miha Miha ein, zwei Meter aus dem Wasser springt, den Körper krümmt und die gleichen Schlingbewegungen macht. Das Meer tost vom Hinaus- und Zurückzischen, von den panischen Sprüngen und Flügen der Schwärme, die sich erneut unter das silbrig-weiße Schimmern mischen. Nur die Rolle der Sieger und die Rolle der Verlierer steht fest, seit Urzeiten.

Das uralte Unheil: Den fliegenden Fischen ist es bestimmt, Jagdbeute der großen Fische zu sein, die Unterwasserwelt nimmt keinen erkennbaren Anteil daran. Die Raubfische durchpflügen das Wasser – sie sind die überlegenen Sieger, die fliegenden Fische sind auf der Flucht – sie sind die Verlierer. Auch unser Gott zeigt kein Mitgefühl.

Die Bewegungen der Jagd und des Mordens dauern nicht länger als man braucht, um zwanzig Schritte zu gehen, dann schlägt beiden Seiten das Herz in gleich rasender Geschwindigkeit, aber die Stimmungen, in denen beide sind, sind vollkommen verschieden – in diesem Augenblick begreift man, wie man sich fühlt, wenn man einen Krieg verliert.

Die fliegenden Fische waren drei-, viermal aufgefliegen, die schlaffen Bäuche der Raubfische waren mit mindestens zwei von diesen Fischködern vollgestopft und hatten sich gespannt; jetzt ließen sie sich wieder eine halbe Seemeile hinter die Schwärme zurückfallen.

Auf ihrem langen Weg waren die Schwärme mindestens fünf solcher Attacken ausgesetzt, ihre Anzahl war mindestens um zwei Zehntel geschrumpft und fetter gewordene Raubfische erreichten schließlich in ihrem Schlepptau die Vanwa von Jimagawod (die kleine Bucht von Lanyü, der Orchideeninsel). Das war bereits einen halben Monat nach dem Fisch-Ruf-Fest der Tao.

Jimagawod, wie Lanyü in der Sprache der Tao heißt, ist eine kleine Insel drei Seemeilen südöstlich von Pongso No Tao, der Insel der Menschen. Sie hat eine Fläche von vier Quadratkilometern und mit ihrem schmalen Norden und ihrem breiten Süden die Form einer Raute.

Auf beiden Seiten der kleinen Bucht ragen seewärts steile Klippen empor, sie sind gut dreißig Meter lang, an der linken Flanke zieht sie sich nach Südwesten und an der rechten nach Süden, das ganze Jahr brechen sich hier die Wellen und dunkle Strömungen tosen. Am hinteren Teil der Bucht ist ein etwa fünfzehn Meter breiter Streifen, der ganz aus blassrosa Kieselsteinen besteht, am äußersten linken Rand ist eine zwanzig Meter tiefe natürliche Höhle, die zwanzig bis dreißig Kämpfer aufnehmen kann, der einzige Ort auf Jimagawod, an dem man vor Wind und Regen Schutz findet.

Tausende von fliegenden Fische erreichten schließlich einen ihrer Heimorte – die Bucht von Jimagawod. Es war gerade zur Zeit des Sonnenuntergangs, alle waren erschöpft von der langen Reise, der allmählich schwächer werdende Südwestwind und der sanfte Wellengang am Abend waren genau das Richtige für eine Rast. Als der Himmel in der Nacht schwarz wurde, schwammen sie, wie gewöhnlich, in das Gebiet, das direkt vor der Strömung lag, bei der flachen Sandbank, wo das Meer glatt war und ruhig, der geeignete Ort zum Treibenlassen und Rasten. Der Anführer mit den schwarzen Flügeln schaute zum Himmel und sagte seufzend: „Endlich sind wir daheim, bei der Insel der Tao.“

Übersetzt von Hans Peter Hoffmann

---

- i Goldmakrele, wird über zwei Meter lang.
- ii Stachelmakrele, wird bis zu 1,70 Meter lang.
- iii eine Meeräschenart.